

Geschichtchen um Tell

Autor(en): **Imboden, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 13

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-501293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Konrad Imboden:

Geschichtchen um Tell

Gleich zweifach steht «Wilhelm Tell» gegenwärtig im Rampenlicht der Aktualität:

Die Urs-Film-Gesellschaft in Buochs hat einen Tell-Film gedreht, der an den Filmfestspielen in Moskau ausgezeichnet worden ist. Die Russen wollten den Streifen übernehmen, die Film-Gesellschaft aber, durch die Osthandels-Diskussionen aufgeschreckt, glaubte es nicht verantworten zu können, daß ihr Tell-Film im Osten «mißbraucht» werde. Ein Komitee «Pro Wilhelm Tell» bemüht sich, der Gesellschaft aus helvetischen Brieftaschen zu jenem Geld zu verhelfen, das ihr durch Nichtabschließen des Ostgeschäftes verloren geht.

Daß die Russen auch den Tell als politische Propaganda für ihr eigenes System auswerten könnten, ist kein neuer Gedanke. Auf unsern Tell-Film brauchen sie nicht zu warten: im März 1962 ist denn

auch das deutsche Theater in Ostberlin nach fast dreijähriger Umbaupause mit einer Inszenierung von Schillers «Tell» durch den Intendanten Wolfgang Langhoff wieder eröffnet worden, die das Schauspiel der Freiheit «aus marxistisch-leninistischer Sicht» präsentiert.

Intendant Langhoff, Kommunist seit 1928, ehemaliger KZ-Insasse, Verfasser der «Moorsoldaten», einst prominentes Mitglied des Zürcher Schauspielhauses, ist freilich in der DDR schon mehrfach wegen revisionistischen, versöhnlerischen Verhaltens gerüffelt und 1950 sogar vorübergehend aller Parteifunktionen enthoben worden.

Tell «befreit Heimat vom imperialistischen Joch» und «erinnert an Lumumba und Castro». Das ist die neue Ostberliner Masche. Hierzu sei an zwei frühere politische Tell-

Varianten erinnert: an diejenige im franzosenfeindlichen Rußland, in welcher aus dem Geßler der Oper unbekümmert Karl der Kühne gemacht wurde, an diejenige aus Oesterreich, in welcher man den Tell durch Andreas Hofer ersetzte, weil es die Gefühle des habsburgischen Kaiserhauses zu schonen galt.

Nicht erst die Urs-Film-Gesellschaft hat sich des Tell-Sujets angenommen. Die Tell-Geschichte ist schon vorher mindestens ein dutzendmal verfilmt worden, und auch als Stummfilm, als Burleske, als Trickfilm auf die Leinwand gekommen. Ausgerechnet 1934 lief – frei nach Schiller – der «Tell» als Tonfilmdrama der deutschen Terra-Film an. Conrad Veidt spielte den Geßler (und mußte später als Jude auswandern), Eugen Klöpfer den alten Melchtal. Die Darstellerin der Hedwig Tell aber war neckischerweise jene Emmy Sonnemann, die später den Hermann Göring heiratete. Hitler wohnte der Uraufführung in Berlin am 12. Januar 1934 bei, verduftete aber in der Pause. Sieben Jahre später verfügte er durch Reichsminister Rust:

«Das Schauspiel «Wilhelm Tell» von Friedrich von Schiller ist künftig als Lehrstoff in den Schulen nicht mehr zu behandeln. Ich bitte, dies den Schulleitern in Ihnen geeignet erscheinender, der politischen Bedeutung der Angelegenheit angemessener Form mitzuteilen.»

Rossini hat «Wilhelm Tell» als letzte von 40 Opern geschrieben, nachher setzte er sich, 37 Jahre alt, zur Ruhe, um sein ganzes Interesse vierzig Jahre lang vorwiegend Magenfragen zuzuwenden. In einem Brief über «die beste Zeit, eine Ouvertüre zu komponieren», berichtet er: «Wartet bis zum Abend vor dem Tag der Aufführung. Nichts regt die Eingebung mehr an als die Notwendigkeit: die Gegenwart eines Kopisten, der auf eure Arbeit wartet, und das Drängen eines geängstigten Impresarios, der sich die Haare in Büscheln ausrauft. Zu meiner Zeit hatten in Italien alle Impresarii mit 30 Jahren eine Glatze ... Das Vorspiel zu «Graf Ory» habe ich beim Fischfang mit den Füßen im Wasser in Gesellschaft des Herrn Aguado geschrieben, während dieser mir einen Vortrag über die spanischen Finanzverhältnisse hielt. Das Vorspiel zum Wilhelm Tell wurde unter fast ähnlichen Umständen geschrieben.»

Wie anders klingt, was Goethe über Schillers pausenlose Tag- und Nachtarbeit am «Tell» erzählt:

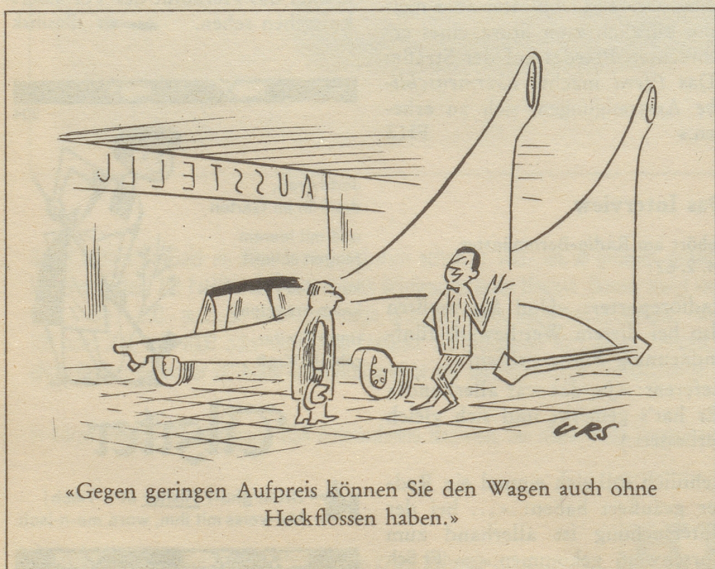
«Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich – nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagner – sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der «Tell» in sechs Wochen fertig, er ist aber auch wie aus einem Guß!»

Der Komponist Donizetti soll über Rossinis «Wilhelm Tell» begeistert gesagt haben: «Der erste und der dritte Akt sind von Rossini, den zweiten aber hat Gott selber gemacht.»

Zu Schillers Geburtstag wurde in einer deutschen Stadt alljährlich «Wilhelm Tell» aufgeführt, bis eines Jahres «Fiesco» an die Reihe kam. Ein würdiger älterer Herr, der die Vorstellungen regelmäßig besuchte und ebenso regelmäßig dabei einschlieft, erwachte eben, als Fiesco ins Meer geworfen wurde. «Komisch», sagte er schlaftrunken zu seiner Gattin, «seit Jahren haben sie den Mann erschossen, und jetzt werfen sie ihn auf einmal ins Meer!»

In England ist Wilhelm Tell Fernsehstar geworden, ähnlich wie Zorro mit der Halbmaske, Meistercowboy Hopalong Cassidy oder der legendäre Bogenschütze Robin Hood, der in den Wäldern haust und Unterdrückten hilft. Als Eröffnungsbild zur langen Serie von Tellgeschichten dient die Apfelschußszene, und am Schluß jedes Abenteurersingt ein Schlagersänger nach einer Melodie von Purcell und Rossini ein Marschlied mit dem Refrain: «Tell from Switzerland!» Zu Tells Leibgarde gehört ein mächtiges, bärtiges Hodler-Modell, genannt «der Bär». Geßler wird vom Schauspieler Goddard dargestellt, der früher schlank und nahezu arbeitslos war, später einer Drüsenstörung wegen Umfang zusetzte und «fortan eine schuftige oder komische Rolle nach der andern erhielt.»

Kleine Bühnen haben Mühe, die zahlreichen Rollen im «Wilhelm Tell» zu besetzen. Am kritischsten ist es mit dem alten Attinghausen, bei dessen Tod das männliche Personal fast vollzählig mit herumsteht. Ein schlauer Theaterdirektor besetzte die Rolle deshalb überhaupt nicht, sondern ließ den Rudenz einfach einen Brief in der Hand halten und dazu sagen: «Hier schreibt mir der alte Attinghausen, daß er gerade gestorben ist, und er läßt euch bestellen, daß neues Le-



«Gegen geringen Aufpreis können Sie den Wagen auch ohne Heckflossen haben.»



«Ja, ich habe ihn konstruiert. Aber falsch. Jetzt befiehlt er mir!»

ben aus den Ruinen blüht, und ihr sollt einig, einig, einig sein!»

Uebrigens: der historische Apfelschuß im Urs-Film fällt in Hospenthal, weil das heutige Altdorf zu modern ist, um im Film urschweizerisch zu wirken. Walter Tell durfte bei der Filmaufnahme der Szene wirklich unbesorgt ausrufen: «Denkt Ihr, ich fürchte den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.» Denn: ein besonders ausgebildeter Trickmeister sorgte dafür, daß der Pfeil von einem Nylonfaden sicher ins Ziel geleitet wurde.

Verslein aus einer Beromünster-Sendung:
«Was mir am Tell so imponiert: sein Pfeil war nicht subventioniert.»

Von den Tellspielen in Interlaken ist eine Photographie erhalten, die eine Frau Schaffner als Gattin Tells und ihren Sohn Hans als den zweiten Tellensohn zeigen: das war des

heutigen Bundesrates Hans Schaffner erstes Auftreten in der Öffentlichkeit.

Als man 1958 vernahm, etwas abseits der Tellskapelle solle ein «Tell-Motel» erstehen, entrüstete sich einer: «Soll unser Nationalheld denn künftig Wilhelm Mo-Tell heißen?»

Ein Elsässer Blatt hat vor Jahren einen «Schweizerwitz» serviert: In der Schule fragt der Lehrer einen Buben: «Wer war der erste Mensch?»

«Wilhelm Tell.»
«Und was ist mit Adam?»
«Ja, wenn man auch die Ausländer zählt.»

Nicht auszurotten ist der steinalte Scherz vom Leutnant, der im Theater gewesen war und gefragt wurde, was man da gegeben habe. Fünf Mark, war die Antwort. Er für seine Person habe fünf Mark gegeben. Nicht doch. Was für ein Stück? wollten die andern wissen. «Stück?» verwunderte sich der

Leutnant. «Aber natürlich, Stück haben sie auch gegeben. So was Klassisches, von Joethe: Zivilist schoß nach Obst.»

Nach einer Meldung der Zeitung «Dagens Nyheter» mußte in Schweden eine Fernsehreihe für die Jugend über Tell abgebrochen werden, weil viele Jugendliche vom Apfelschuß derart beeindruckt wurden, daß sie die gefährliche Szene überall mit ihren eigenen Flitzbogen nachspielten. Dabei wurden mehrere Kinder zum Teil erheblich verletzt und mußten in Spitalpflege verbracht werden.

Schillers Tell-Schauspiel versorgt unsere Zitateriche ausgiebig mit Material. Ob der brave Mann an sich selbst zuletzt denkt, ob der See rast und sein Opfer haben will, ob der allzu straff gespannte Bogen zerspringt und die Axt im Haus den Zimmermann erspart, ob Bank von Stein oder Milch der frommen Denkart: immer sind wir Schillers «Tell» verpflichtet. Als 1956 zwei Urner am Klausenpaß verhaftet wurden, die 7500 gepflückte Edel-

weiß auf sich trugen, meinte ein Witzbold, das Pflücken sei von jeher in Uri Brauch gewesen, jedenfalls habe schon der Tell in der Hohlen Gasse gesagt: «Sonst wenn der Vater auszog, liebe Kinder, das war ein Freuen, wenn er wiederkam; denn niemals kehrt er heim, er bracht' euch etwas, war's eine schöne Alpenblume ...»

Im wiedereröffneten «Deutschen Theater» in Ostberlin ist es kürzlich bei der Aufführung von Schillers «Wilhelm Tell» zu einer spontanen Demonstration gekommen. Nach Augenzeugenberichten klatschte der größte Teil der Theaterbesucher laut Beifall, als Ruodi am Ende des ersten Auftrittes im ersten Aufzuge händeringend ausrief: «Gerechtigkeit des Himmels, wann wird der Retter kommen diesem Lande?» Als unmittelbar danach das Licht im Saal aufleuchtete, verstummten die Ostberliner und saßen ungerührt auf ihren Plätzen. Wie in Westberlin bekannt wurde, soll sich der Beifall fünf- oder sechsmal bei ähnlichen Aussprüchen wiederholt haben.